

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

5.

Peter Krop macht nicht so gute Geschäfte, wie er erwartete. Die Hochzeitsglocken läuten und Stepan Zline kehrt heim mit einer Frau und den Rappen.

Marya Feodorowna, so glücklich und so stolz sie auch war als Mutter, wußte wirklich nicht mehr, wo ihr der Kopf stand vor lauter Sorge und Nachdenken über das gewaltige Problem, eine Tochter binnen zweundsiebzig Stunden zu verheiraten! Man denke — binnen zweundsiebzig Stunden!! Eine Heirat binnen drei Tagen in einem Dörfchen, das nur einen einzigen Kramladen besaß, in dem aber auch gar nichts zu kaufen war von all den Dingen, die eine Tochter von Marya Feodorowna mitbringen mußte in die Ehe, sollte ihre Mutter sich nicht schämen! So pendelte Marya Feodorowna hin und her zwischen mütterlicher Glückseligkeit und hausfraulicher Verzweiflung.

Doch ein lustiger Zufall (Marya Feodorowna schwor zwar darauf, daß dies kein Zufall sei, sondern der Himmel selbst ein Einsehen gehabt habe!) sandte früh am Morgen den guten alten jüdischen Händler ins Dörfchen, den jedes Kind in Selenjinsk kannte, und den die Frauen liebten und haßten zugleich, war er doch ein lieber Freund, weil er so seine schöne Dinge mitbrachte auf seinem Karren, aber auch ein böser Feind, mit dem man sich bis aufs Blut anzanken mußte um jede Kopete! Zweimal im Jahr kam der alte Hausierer regelmäßig nach Selenjinsk, und jedesmal war sein Kommen ein großes Ereignis gewesen in Katias Leben, denn wenn man auch nicht alles kaufen konnte, was man gar zu gerne gehabt hätte, so konnte man doch schauen und staunen über all die Herrlichkeiten und Schätze, und noch wochenlang nachher schwärmen darüber. Und nun kam der alte Jude gerade, wenn man ihn am notwendigsten brauchte.

Sein Karren hielt vor der Türe der Totjins. In zwei Minuten hatte er die Situation vollkommen erfasst! Eine einzige weitere Minute genügte ihm, um zu beschließen, seine Preise für diese besondere Gelegenheit gehörig in die Höhe zu schrauben! Die Zeit drängte ja, und Marya Feodorowna sah so glücklich und so weich aus, und diesmal wenigstens würde sie ganz bestimmt nicht sich um Kopeten herumstreiten mit ihm, wenn sie auch sonst die große Kunst des Handelns und Schacherns so meisterhaft beherrschte wie er selbst.

Aber er hätte Frau Totjin wirklich besser kennen müssen nach so vielen Jahren! Zwar drängte die Zeit wirklich, Katias Stunden im Vaterhaus waren gezählt. Um alles in der Welt jedoch hätte Frau Totjins lauchende Seele sich

das Vergnügen nicht rauben lassen, noch Herzenslust zu handeln und zu mädeln, nun, da sie zum erstenmal seit langen Jahren dem armen Totjin eine ganze Faust voll Rubelscheinen abgepreßt hatte (einen schweren Kampf hatte es zwar gekostet), und alles kaufen konnte, wonach ihr Sinn stand. Glückselig, als sei sie selbst die Braut, durchwühlte sie des Juden Päck. Sonst hatte sie ja nur das Allernotwendigste kaufen dürfen und seufzend die schönsten, preiswerten Einkäufe sich versagen müssen. Ah, diesmal war es anders! Katia sollte eine prachtvolle Aussteuer haben! Totjin schimpfte zwar, aber was verstehen denn Männer von solchen Dingen, und was kümmern sich kluge Frauen über brummende Ehemänner!

Die Schlacht begann. Wie eine Heldin kämpfte Marya Feodorowna um Stilk für Stilk. Todend hielt sie dem alten Juden ihre Rubelscheine unter die Nase und setzte ihm ausführlich und beredt auseinander, daß doch sie nicht darunter zu leiden gedente, wenn er es nicht verstehe, billig einzukaufen. Seine Waren im allgemeinen nannte sie Schund; seine prächtigsten Stücke im besonderen wertlosen Tand. Im Rumpfen ihrer Nase lag unfähliche Geringschätzung. Sie schrie lauter als der Jude und fuhr noch mehr mit den Händen in der Luft herum als er. In jubelndem Bewußtsein, eine wichtige Einkäuferin im großen zu sein, bot sie Preise an, über die der Jude entsetzt zusammenschauerte, und die ihn so erregten, daß er schwitzte vor Angst und Entrüstung. Es dauerte nicht lange, so versammelte sich eine Schar von Nachbarn um die beiden, um lachend und schwägend den Kampf der beiden Titanen mitzugenießen. Peter Krop, der Jude, schwitzte immer mehr und schleppte endlich all seine Päck ins Haus. Nur hinter verschlossenen Türen wollte er mit Frau Totjin verhandeln und nur nach einem feierlichen Schwur, daß kein Mensch je etwas darüber erfahren dürfte, gestand er ihr endlich Preise zu, über deren Niedrigkeit Marya Feodorownas Herz vor Freuden hüpfte. So froh war sie, daß sie Peter Krop sogar zum Essen einlud, zum Entsetzen von Wassili Bassiltewitsch, der sich von allen Seiten gewalttätig ausgeplündert vorkam. Die Tochter nahm man ihm weg, die schönen Rubelscheine, und nun auch noch das Essen. Maßlose Verschwendung schien es ihm. So, wie er Juden kannte (und er kannte sie gut), zweifelte er keinen Augenblick daran, daß Peter Krop einen Profit von noch mindestens fünfzig Prozent an all den Sachen machte, so sehr er auch jammerte und so viel er auch schwur und beteuerte!

Und wahrhaftig! Trotz des Schauderns und des Schwühens schmunzelte Peter Krop vergnügt, als er seiner Wege zog, und so waren sie alle sehr zufrieden, nur Wassili nicht.

Das waren wichtige Tage! Die Frauen der Nachbarschaft verrichteten nur die allernotwendigsten Arbeiten daheim und ließen alles andere liegen und stehen, um Marya Feodorowna zu helfen. Gearbeitet wurde in diesen Stunden bei den Totjins wie in einem Bienenhaus und geschmatteredt

wie in einem Papageientänzig und solche Massen Tee getrunken aus dem immer kochenden Samowar, daß ein Schiff darauf hätte schwimmen können, während die Männer die Köpfe schüttelten und, Wassili Wassiljewitsch an der Spitze, sich in den Dorfzug begaben, wo sie nicht weniger schnateterten als die Weiber daheim. Wichtige Zeiten, wichtige Zeiten . . . Geschneidert wurde ohne Unterlaß, und dabei guckten die fleißigen Hausfrauen dann und wann zu Stepan und Katia hinüber und zeigten ein wenig und sagten sich in ihren Herzen:

„Ach, wenn man doch auch noch einmal so jung wäre! Schön ist es, schön. Die haben jetzt ihr Stückchen Himmel gefunden, die beiden, aber gar bald werden sie wieder hinunterplumpfen auf die Erde. Wir wissen es ja!“

Am dritten Tag heirateten sich Stepan und Katia — in der winzigen weißen Kirche mit ihrer grünen Nadel von Kirchturm, und das ganze Dörfchen kam zur Hochzeit. Der Pope mit dem langen, schneeweißen Haar und dem wallenden Patriarchenbart gab ihnen viele väterliche Ratschläge und verkündete endlich, daß sie nun Mann und Frau seien.

Stepan und Katia waren am liebsten umhergehüpft vor Freude.

Dochin machte ein brunniges Gesicht wie immer. Maria Feodorowna aber schwamm in Wolken. Sie war es gewesen, die sich geizig um all die Einzelheiten des Blümmert hatte — die Kerzen, die Ringe, die Kronen, den Teppich, den warmen Wein, das Wasser, alles so, wie es sein mußte, und wie es gewesen wäre daheim in Kleirussland. Denn sie hatte Stepan immer mehr in ihr mütterliches Herz geschlossen; der untrügliche Frauentinstinkt sagte ihr, daß er der richtige Mann für ihre Tochter sei. Und dann kamen die Gäste und ein gewaltiges Tafeln, und bald nach Mittag schrien sich die Dörfler, jubelnd und Tücher schwenkend, halb heiser, während der Tarantak mit klingenden Glocken das junge Paar in tausender Fahrt nach Irkutsk zu trug. Hinten am Tarantak galoppierten Paschkins Klappen.

„Wir kommen bald wieder!“ rief Stepan noch. Wie sie wiederkommen würden, konnte er ja nicht ahnen — — —“

*

Schon während der Herbstfahrt waren Stepan die Wälder unbeschreiblich schön erschienen; nun aber flammten und glühten sie in Märchenfarben. In feurigem Karmin. In strahlendem Dunkelgelb. Unten am Boden das immer gleiche, dunkle, stille Immergrün, das wie ein ungeheurer Hintergrund für die Farbenpracht wirkte. Ueberall in den sumpfigen Stellen der Wälder und in den Einbuchtungen der Steppe blühten die wilden Blumen, und als sie an der Nachtstation ankamen, konnte Katia sich kaum herauswählen aus den Blumenmassen, mit denen ihr Mann sie überschüttet hatte.

„Nu — hast du das gebracht, was du für Paschkin holen solltest?“ fragte ihr Gastgeber, und sah bald Katia an, bald die Klappen.

„Ja. Diese hier sind Paschkins Klappen,“ sagte Stepan. „Und dies ist meine Frau!“

„Hoh! Das ist aber schnell gegangen!“

„Wenn man für Paschkin reist . . .“ jubelte Stepan. So jagten sie im Galopp dahin Tag für Tag, mit schwellenden Herzen, über die Steppe und durch die Wälder.

Jede Stunde brachte neues Glück. So ging es dahin gen Irkutsk, und sicherlich war nie einem Menschenpaar die Welt schöner erschienen. So neu war Katia alles. Ihr ganzes Leben lang hatten sie arbeiten und sorgen müssen, bald für den Vater, bald für die Mutter, als junger starker Mensch für die alternden Eltern, und nun fand sie auf einmal erstaunt sich selbst von zärtlicher Fürsorge umgeben; warm eingehüllt in Pelze, umschmeichelt, beschenkt . . .

„Gehst ja so vorsichtig mit mir um, als sei ich noch die sechsjährige Katinka deiner Träume!“ lachte sie, als sie zu einem Hügel kamen und er ausstieg, während sie sitzen bleiben sollte.

„Katinka wirst du immer für mich bleiben!“ flüsterte er, mit einem Blick, in dem sein ganzes Herz lag.

Sie aber sprang leichtfüßig aus den Dedern, die sie umhüllten, und schritt neben ihm die Straße entlang. Engumschlungen stiegen sie den Hügel hinan und waren glücklich und schworen sich, daß sie alle Hügel des Lebens so erklettern würden. Und die fünf Pferde, die drei Schimmel und die beiden Klappen, guckten mit wundernden Augen

und vorgestreckten Hälsen ihnen erstaunt zu, denn sie erinnerten sich nicht, jemals gesehen zu haben, daß erwachsene Menschen sich so komisch aufführten . . .

Stepan und Katia aber wären es ohne Zweifel sehr zufrieden gewesen, wenn der Weg durch dieses Traumland des Wunderglücks und seinen wunschlosen Frieden niemals ein Ende genommen hätte. Doch alle Straßen müssen einmal ein Ende haben. Und Paschkin wartete.

Als sie am siebenten Tag zur Angara kamen und hoch über den niedrigen Hügeln Dunst liegen sahen, kam ein nachdenkliches Sinnen über Katias Augen, und es wurde ihr schwer ums Herz. Nun mußte sie ja neue Menschen kennen lernen und vor neuen Menschen ihre Probe bestehen. Grübelnd wunderte sie sich, wie wohl Stepan's Mutter und Vater die fremde Frau aufnehmen würden, die ihr Sohn ihnen ins Haus brachte, und sie fürchtete sich ein wenig. Stepan merkte sofort, was sie plagte und erklärte ihr glücklich, daß seine Eltern nichts Besseres wünschten, als solch eine Schwiegertochter wie sie, bis sie lachte ob all der Schmeichelei und feierlich versprach, ganz gewiß keine Angst haben zu wollen.

Doch Stepan hatte auch seine eigenen kleinen Sorgen, obgleich er sich von ihnen sein Glück nicht trüben ließ. Seinen Auftrag hatte er erfüllt und Paschkin konnte wohl nicht anders als zufrieden sein mit ihm. Die Klappen hatte er so geschont und so sorgfältig gepflegt, daß sie glänzten wie weiche Seide. Auch pünktlich war er — heute, am sechzehnten Tag würden sie Irkutsk erreichen.

Über Katia? Die Heirat während der Reise? Was wohl würde Paschkin dazu sagen?

Zwar war er dennoch pünktlich gewesen und eigentlich ging seine Heirat ja Paschkin gar nichts an, aber man konnte doch nicht wissen . . . Paschkin war eben Paschkin — — — Aber weshalb sich sorgen, sagte er sich schließlich. Seine Pflicht hatte er getan und Katia war sein Weib geworden. Das war das einzig Wichtige.

Sie flogen der Angara zu. Auf dem Fährboot bewunderten die Männer Katia mit lauten Rufen und sahen sie mit Blicken an, in denen nicht weniger Bewunderung lag. Dann ging's wieder vorwärts im Galopp auf der staubigen Straße, und endlich hielt der Tarantak vor dem Palais des Gouverneurs. Paschkin war nicht in Irkutsk. Er lag im Feld, seit einer Woche schon, mit allen verfügbaren Truppen und allen Freiwilligen, die er in der Eile in Dienst hatte pressen können, um einem Mongolenstamm eine Lektion zu erteilen, der am Südrande des Baikassers in seine Provinz eingebrochen war und rechts und links geplündert hatte. So beschloß Stepan, die Klappen zu behalten, bis er sie an Paschkin persönlich abliefern konnte, freute sich, daß er gerade jetzt keine Zeit an den Gouverneur verschwenden mußte, und jagte jubelnd der Schmiede zu.

„Matuschka!“ rief er, als er aus dem Tarantak sprang und die Arme um seiner Mutter Hals schlang und sie küßte.

„Matuschka! Hier ist eine, die du lieb haben mußt!“ und er half der errötenden Katia aus dem Schlitten und führte sie ins Haus. „Erinnerst du dich an die kleine Katinka, Mutter, die in jenem Dörfchen damals mir ihr Brot schenkte?“

„Bosche-moi — freilich!“ sagte die Mutter voller Wunder und Erwartung. —

„Das ist sie, Matuschka, und sie ist meine Frau!“

Und Matuschka sagte gar nichts, sondern fiel nur Katia um den Hals, und dann weinten beide zusammen, wie Frauen es tun in der Freude.

„Froh bin ich,“ schluchzte sie endlich. „Ich bin ja so froh!! In aller Welt hättest du mir keine Tochter finden können, die mir besser gefallen haben würde, mein Sohn. Mein lieber Junge, liebe Kinder — wie ist das nur alles gekommen?“

Stepan lachte. „Hast dich wohl oft gewundert, Mutter,“ sagte er, „warum ich wartete und wartete und nichts wissen wollte von deinen Irkutsker Mädchen, Matuschka? Auf die hier hab' ich gewartet!! Wenn ich es auch nicht wußte!“

„Es ist das ein Wunder,“ sagte Maria Petrowna unter Tränen. „Er hat immer schon an dich gedacht gehabt!“ flüsterte sie dann Katia zu. „Oft hab' ich gehört, wie er im Schlafe nach dir rief.“

Und dann kam der Vater, der die Schwiegertochter mit gleicher Herzlichkeit willkommen hieß, und nach dem ersten

*) Mütterchen!

Stauen und Begrüßen dem Sohn half, die Rappen unter Dach und Fach zu bringen. Dabei erzählte er in kurzen Worten, was sich in Irkutsk alles zugegetragen hatte.

„Man nennt ihn mit Recht einen Teufel, diesen Paschkin,“ rief der alte Schmied zornig. „Niemand dürfte sich unbeschränkte Gewalt in den Händen eines einzelnen Mannes vereint sein. Geht nicht alles so, wie Paschkin es will in seiner Baune, dann ist er kein Mensch mehr, sondern wird zum wilden Tier. Zum Teufel! Der Gouvernementsrat ist nur eine Komödie, um Lasten von Verantwortung auf anderer Männer Schultern zu bürden. Zu Jagen haben wir nichts. Gar nichts. Ostroff ist auf dem Wege nach Jakutsk.“

„Nach Jakutsk!“ Stepan schnappte nach Luft. Denn Jakutsk, im äußersten Nordosten Sibiriens, war gefürchtet wie die Hölle selbst; denn nur die schwersten Verbrecher wurden dorthin verschickt und starben langsam ab in den eisigen Kälten der Eingeborenen, unter Menschen, die wenig besser waren als die Tiere, ohne Freude, ohne Hoffnungen, ohne alles. Und Ostroff war ein lieber Freund der Plines gewesen.

„Und wo ist dann die kleine Madescha, Vater?“
Der alte Schmied schüttelte den Kopf. „Das weiß Gott, und vielleicht der Teufel, und, ohne Zweifel, Paschkin.“

„Wieso?“
„Madescha ist verschwunden, Stepan. Ostroff — er saß neben mir damals im Rat — hatte gegen eine neue Steuer gestimmt. Nun ist er auf dem Weg nach Jakutsk und die neue Steuer schon in Kraft.“

„Dann soll man also sich nicht einmal rühren unter Paschkin? Kein Wort sprechen dürfen?“

„Nein. Nur das, was Paschkin gefällt.“

„Und du?“
„Ich spreche nicht. Meine Gedanken bleiben mein. Ich bin zu alt, als daß ich noch einmal verschickt werden möchte.“

„Vielleicht machen diese Mongolen Paschkin den Garaus, Vater!“
„Ganz Irkutsk betet allmählich darum! Hoh — wenn er das wüßte! Aber vielleicht weiß er es und kümmert sich nur nicht darum. Er ist ein starker Mann voll starker Gelüste, dem es wohl jeder Gefahr wert ist; zu wissen, daß unter seiner harten Faust niemand sich zu rühren wagt.“

„Man nennt ihn überall nur den Teufel Paschkin,“ berichtete Stepan. „Selbst im einsamsten Dörfchen hat man von ihm gehört. Alle fürchten ihn.“

„Am Tage, an dem du abreisest, tötete er einen Kosaken mit eigener Hand. Der Mann sei unerschämmt gewesen, sagte er. Er schlug ihn mit geballter Faust hierhin, auf diesen Fleck“ — der Schmied deutete auf Stepan's Schläfe — „und der Kosak brach lautlos zusammen wie ein vom Schlächterbeil getroffener Stier.“ (Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Eiche.

Eine Skizze von Reinhold Braun.

März war über Hallig mit lauem Winde und lockender Sonne. Er war in diesem Jahre besonders mild gekommen. Die Märsch schimmerte schon selig im leisen Erglühen, und die Bäume und Sträucher in den umwachsenen kleinen Gärten waren voll und übrigen Knospendranzes. Aus der schwarzen Erde überall aber quoll der feuchte, lebendige Rauch der Fruchtbarkeit.

Es war an einem Samstag nachmittags, als der alte Halligantor mit seinem einzigen Enkel Niud, dem Sohne des tapferen Nij Nissen, der für die Hallig fern im Flandrischen gefallen war, nach der „alten“ Warf schritt. Der Junge trug einen blinkenden Spaten auf der Schulter. Es war ein Bild voll Helle und Kraft, das die beiden miteinander gaben. Die alte Warf, die höchste im kleinen Dorfe und — die älteste; denn sie hatte eine Taufend-jahresgeschichte und war darum einstimmig vom Gemeinderat als die würdigste Stätte erwählt worden, den Heldenhain zu tragen.

Großvater und Enkel schritten rüßig zu. Der Alte war eine brachtvolle Friesengestalt; der lange, weiße Bart und das schöne, edle Greisengesicht, dazu der starke Gang gaben ihm etwas Hoheitsvolles. Er war auf der kleinen Hallig alt geworden. Nun schritten sie über die Brücke aus grobem, festem Holze, die über den Graben lief. Er umschloß die Warf mit seinem dunklen, süßen Wasser. Im Gemeinderat war der Kantor aufgestanden und hatte gesagt, die Warf müsse recht wie eine Burg aussehen, wie in früheren Zeiten die alten Häuptlingsburgen dagestanden hätten, ein Zeichen der Freiheit und süßen Herrschaft zugleich; denn die, denen dort zur Ehre Eichen gepflanzt werden sollten, müßten den Halliganten, vor allem den jungen, süße Führer sein. Und da das Wort des ehrwürdigen Mannes voll Gewicht war, tat man nach seinem Sinne.

Hinter dem Grabenwand stieg die Warfböschung steil an und trug auf ihrer Höhe festes, einträgendes Buchholz, das schon im

ersten, zartesten Grün stand. Unten aber am Grabenrand leuchteten zur Sommerszeit weiße, stolze Lilien. Und vor ihnen blühten dann die kleinen, feinen Blüten der Mänmertreu feuch und in Fülle, während oben im Gegebusch die Vögel nisteten, und niemand durfte ihnen ein Leid tun.

Auf dem höchsten Punkte der Warf aber stand die junge, schon jest stattliche Linde, die Linde des Friedens, und an ihrem Fuße lag mächtig und breit ein alter Hünenstein wie ein Treugesell. Um die braunen, aufstrebenden Äste und Zweige des Baumes schlang heute unsagbar süß und zart das helle, goldene Licht der Märzsonne.

Sieben junge Eichen standen im Halbkreise um die Linde, und sie standen so weit von ihr und voneinander ab, daß sie für die fernste Zeit Raum zur Entfaltung genug hatten. Es waren die ersten Gedächtniseichen für die Gefallenen aus dem schwersten aller Kriege. In jedem Stamme hing eine schlichte, graue Eichen-tafel mit dem Namen des Helden, seinem Geburtstage und dem Tage und Orte seines Todes.

Schweigend schritten die Beiden über den Rasengrund der Warf, und der Alte nahm, als er in die Nähe der Gedächtniseichen kam, den Hut ab. Hier war heiliges Land.

Er schritt zu einer freien Stelle, die schon für einen neuen Eichenbaum gezeichnet war. Der Knabe folgte ihm mit geöteten Wangen. — Schweigend und ernst nahm nun der Greis seinem Enkel den Spaten aus der Hand, tat langsam den ersten Stich und hob — fast zärtlich — die schwere Erde aus. So Stich um Stich. Seine Bewegungen hatten etwas Feierliches, Priesterhaftes, und aus seinem Gesicht sprach Ergriffenheit.

Nachdem er die Erde in einem Ringe ausgehoben hatte, reichte er stumm dem Knaben den Spaten. Nun grub der weiter, um vollends die Pflanzengrube auszuheben. In der Bewegung des Dreizehnjährigen lag die zurückgehaltene Kraft der Jugend und eine schöne Bedächtigkeit; denn seine junge Seele fühlte auch schon die Weiße des Ortes und des Augenblickes. In dieser Stelle sollte morgen des Vaters Eiche gepflanzt werden, und die Halliganten würden dabei sein, und der Pastor würde eine schöne Rede halten.

Er sah sich schon morgen im stillen Juge schreiten mitten unter den Alten zwischen dem Großvater und der Mutter, und er selbst trug auf seiner Schulter den jungen Eichenstamm.

Seine Wangen röteten sich mehr und mehr. War's das Graben, das ihn warm machte, oder kam die Glut aus seiner Knabenseele. Sinnend und wohlgefällig ruhte des Alten Blick auf dem Enkel. Ja, der würde einmal ein rechter Frieße werden und seines Vaters Sohn. In des Alten Augen war ein Leuchten.

Der Knabe hatte die Grube nun vollends ausgehoben und schaute auf den Großvater. — Wie einer Eingebung folgend trat er dann zu ihm hin, gab ihm stumm die Hand und sah ihm mit seinen hellen Augen an. Dann sprach er: „Großvater, ich will einmal so werden, wie der Vater gewesen ist!“ Da legte der Alte langsam den freien Arm um den Knaben und nickte. Dann tat er, was er ganz selten zu tun pflegte: er küßte den Enkel und küßte ihn mitten auf die Stirn. Er wandte sich mit ihm dem Meere zu, das da lag, eine leise, atmende, unendliche Glut. Im Lichte der sinkenden Sonne standen sie Hand in Hand.

In der Ausgabe des „Champane-Kamerab“ vom 28. Juli schreibt Leutnant Werner Voß-Wießen unter dem Titel:

Die Heimat wartet.

Daß ich es einem jeden von euch Kameraden so recht zu Herzen führen könnte, wie unser Deutschland auf die Rückkehr seines Sohne harret! Ich will nicht von den leerstehenden Arbeitsstätten, von den Läden in Haus, Gemeinde und Staat sprechen, die wieder ausgefüllt werden müssen. Daß eurer Arbeit, schwerer Arbeit nach dem Kriege wartet, das wißt ihr alle und seid wohlgenut. Aber sich durch die Schreden dieser Jahre in den Frieden hinüber-zettelt, der wird dankbar seine Alltagspflichten wieder aufnehmen!

Warte will ich ein wenig von der Heimat erzählen, die eure Feiertunden spendet! Feiertunden gibt es ja auch hier draußen einmal, Feiertunden schenkt jeder Heimaturlaub, aber so ganz restlose Glückszeiten, wie sie aus dem Märchen der Friedensjahre herüberleuchten, sind sehr selten beschieden. Immer steht am Horizont das dunkle Gewölk des furchtbaren Menschheitschicksals, ein Druck, und sei er noch so leise, liegt auf dem schönsten Erleben. Wir können eben niemals völlig vergessen, daß Krieg ist!

Die Heimat aber wartet auf den Frieden! Und die es Warten der Linde ist schon ein Stück des Friedens selbst. Ich durfte jüngst, von schwerer Krankheit genesen, einreisen in diesen Tempel feierlichen Wartens. Und langsam zerrissen die Nebel, die sich in den langen Feldmonaten dichter und dichter gesponnen hatten. Der Frühling kam! Nicht der Frühling der welschen Gauen, über dem bei aller Schönheit immer der Rauch unserer Sehnsucht liegt! Lenz in der Heimat! Deutscher Lenz mit seinem herben Duft auf den sprossenden Feldern, seinem Rauchwind im jungen Wald, seinem Farbenglanz in blühenden Gärten! Und mit den abertausend Knospen keimte auch bei mir etwas auf, das ich längst verlorene glaubte in der brennenden Welt. Es gibt ein Glück. . . . Stunden lechter Erfüllung reichen sich die Hände, selbige Schwärmen, ein

goldener als die andere. Im morgendlichen Jubel der Vögel, in der hellen Mittagsglut, in der stillen Dämmerung erstand in mir groß und stark wieder der Glaube. Das verkennen wir so leicht im Genuß des Kriegeslebens, in der Glühnigkeit des Dienstes: zu glauben! Und Glauben ist die Wurzel alles Glückes. Der Glaube braucht gar nicht in die weite Zukunft zu gehen, die für uns alle in dieser Zeit doppelt gewiß ist, er soll sich nur an die Gegenwart halten, auch dann noch beseligend übergenug. Den Glauben nahm ich mit aus der jubelnden Natur in das Getriebe der Städte. Und auch hier erklangen langverhaltne Melodien. Die ewigen Werke der Kunst sahen mich mit jungen Augen an. Die sizilianische Madonna sprach: Ich kenne all dein Leid! Rembrandt schwang den frohen Becher: carpe diem! Rubens jauchzte, Böcklin klagte, Marmorbilder lächelten und trauerten: Was ist Glück, was ist Unglück, es sind nur zweierlei Namen für den Glaubenden! Die Schatzen verloren ihre Dampfzeit und wurden zu Rahmen des Lichtes. War es ein Wunder, daß liebe Hände an meiner Seite die roten Rosen vom Gürtel lösten und der schönsten Schicksalsgöttin ins marmorne Füllhorn legten?

Ich könnte euch noch an viele Stätten führen, aber denen der Glanz der Erwartung weht, in Hallen der Kunst, in golddurchflutete Kirchen und immer und immer wieder in dem deutschen Wald. Kameraden, euer Herz eile aus allen Fährnissen dorthin! Ein Unterton soll durch all euer Erleben schwingen: die Heimat wartet!

Der Lazarett-Zug.

Von Hfidv. Walter Jensen.

Stillsommiger Tag. Ich wandle am pappelansäumten Bach entlang. Grünes Wassergewächs schlängelt und schmiegt sich im Wasser und läßt sich von den Wellen lösen.

Ein Schienenstrang streckt sich durch goldgelbe Felder in neblichte Weiten.

Auf freier Strecke steht ein Zug, gebannt vom ausgestreckten Arm des Semaphors. Kanonen, Pferde und Soldaten tragen seine Achsen.

Ungebulbig läßt der Lokomotivführer die Dampfpeise gellen. In der Ferne antwortet ein langer, schriller Pfiff: ein Rasseln nähert sich und Stämpfen der Maschine.

Jetzt wendet es sich um die Kurve: Eine lange Schlange, deren Leib aus Eisen. Und jedes Glied der Eisenschlange zeigt leuchtend ein rotes Kreuz auf weißem Grund.

Der Führer des haltenden Zuges, der noch eben voll mütterlicher Ungebuld die Dampfpeise gezogen hatte, nimmt die Mütze vom Kopf und salbet unwillkürlich seine Hände: „Unser Vater, der du bist im Himmel —“

Da hebt der Semaphor gebieterisch den Arm. Mechanisch greift der Führer den Hebel, und in die Ferne entführt er seine trübigen Kanonen und die jungen, jungen Männer, dorthin, woher der Schlachtenlärm dampf das Ohr bestärmt.

Ich starre lang dem Spul der beiden Züge nach.

O rotes, rotes Kreuz! Wird deine Farbe niemals bleichen?

Der Heine von heute.

Sie sahen und tranken am Tretisch,
Und sprachen von Essen viel,
Und wurden beinah' weinlich
Bei deutscher Marke „Terfil“ —
„Wir hatten heut Gerkensbubbing,“
Der bittre Hofrat sprach;
„Mit einem Ei drin,“ prahlte Matting,
Verzückt feuert jedermann: „Ach!“ —
Der Pfarrer schmalzte vergnüglich:
„Ich schwärme für Schilbree,
Als Spargelerfas vorzüglich!“
„Das Fräulein isstet: „Ach nee!“ —
Die Gräfin spricht sanftmütig:
„Enthaltbarkeit ehrt die Nation,“
Und präferiert gütig
Ein Hübensaftbrot dem Baron. — — —
Am Tische war noch ein Plätzchen,
Da hatte der Hausherr gelehrt,
Er hat sich im Heim bei dem Schälchen
Gehamertes Eisbein erwählt. — — —
Anna Julia Wolff.

Büchertisch.

— Der deutsche Vorstoß beiderseits Reims hat wieder aller Augen nach dem westlichen Kriegsschauplatz gelenkt. Eine Vorstellung davon, wie ein solcher Vorstoß erfolgt, vermittelt die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Verlag J. F. Weber), die in ihrer neuesten Nummer 3916 in einer doppelseitig wiedergegebenen Zeichnung Kurt Albrechts eine Darstellung hinter dem konzentrierten Feuerschlag der Artillerie vorgehender Sturm-

trupp dringt und außerdem zwei Zeichnungen Albert Reichs: „Begleitbatterie unterläßt einen Infanterieangriff“ und „Unsere Tanks bahnen der vorgehenden Infanterie den Weg“. Weitere Frontzeichnungen von Engelhardt-Kroßhäufer, Willy Müller-Gera und Theo Matejko zieren das Heft. Die wichtige Frage der Rohstoffversorgung für Deutschland in der kommenden Friedenszeit behandelt Prof. Dr. Mombert. Die Ergebnisse des Seekriegs im ersten Halbjahr 1918 würdigt Kapitän z. S. a. D. v. Buslau. Geheimrat Karl Subhoff (Leipzig) plaudert über die weitverbreitete „spanische Krankheit“ und ihr Auftreten in Deutschland in früheren Jahrhunderten. Das Lebenswerk des verstorbenen Jagd- und Tiermalers Richard Friese unterzieht Arthur Dobsch in einem anschaulich illustrierten Beitrag einer kritischen Betrachtung. Eine fesselnde Erzählung aus der Zeit des Bosnienaufstands 1878 „Infanterist Neugeboren“ von Rada Rada vervollständigt den Inhalt des Heftes.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 82: Die Ursache des Deutschenbasses: von E. Purvitz; Zur äußeren Politik: von O.; Wien und Berlin: von Herbert Fhering; Die Vorbedingung des Lebens: von Peter Panter; Der Tag von Saint Denis: von Frh. Red. Wallaczewen; Ein A-B-C: von Theobald Tiger; Fünftes Kriegswirtschaftsjahr: von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Giesener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Verwertung von Johannisbeersaft. Ungezuckerter Saft von weißen Johannisbeeren kann statt Essig zum Einlegen von kleinen Zwiebeln verwendet werden, wodurch diese bedeutend an Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit gewinnen. Doch muß man sie in den Gläsern der Haltbarkeit wegen sterilisieren, und zwar 30 Minuten bei 90 Grad. (Ueberhaupt kann dieser ungezuckerter Saft überall statt Essig verwendet werden. Gezuckerter kommt sein Geschmack dem des Weikweines von allen Obstsorten am nächsten und eignet sich besonders zur Herstellung von Bowlen. Schwarze Johannisbeeren geben einen sehr gesunden, in Geschmack dem Wein ähnelnden Saft. Da dieser Saft dick und ölig ist, tut man gut, die Bowlen mit Wasser, das bis zur Hälfte stehen kann, an der Herdseite unter häufigem Umrühren zugeben zu lassen und dann erst auszudrücken. Dem Saft wird geläuterter Zucker, 300 Gramm auf 1 Liter, zugefügt. Man sterilisiert ihn 20 Minuten bei 70 Grad. Die beim Pressen gewonnenen Rückstände kann man meistens noch zweimal austochen und den Saft zu voller Größe verwenden.

Von Lindenblüten läßt sich auf die hier schon einmal für Solanderblüte angegebene Weise ein äußerst erfrischender und wohlgeschmeckender Trank herstellen, doch empfiehlt es sich, außer Essig noch etwas Zitronensäure zuzusetzen und ihn nur 2 Tage mit reichlich Blüten stehen zu lassen.

Bilzpfanne. Man quellt etwas Grieß oder Gerste mit Wasser dick auf und salzt es. Die gut gereinigten Bülze, am besten Pfefferlinge, oder Steinpilze, werden in etwas schwach gesalzenem Wasser weich gekocht, abgetropft und grob gehackt. Dann mischt man sie, wenn möglich, mit einem Ei und dem Grieß oder Gerstebrot. Man füllt die Masse in eine feuerfeste, nicht zu hohe, mit Fett ausgestrichene Form oder Schüssel und läßt die Speise im Ofen in mäßiger Hitze goldgelb backen; sie wird in der Form aufgetragen. Hat man keinen Ofen zum Backen und bereitet die Speise auf der flachen Pfanne, so stellt man diese über keines Feuer und läßt die Masse erst unten bräunen, worauf man sie vorsichtig mit Hilfe eines Topfstopfels wendet, um auch die andere Seite bräunen zu lassen.

Gemüseauflauf. Junge Gemüse, wie Spargel, Blumenkohl, Erbsen und Mohrrüben, gibt man in eine ausgefettete Auflaufform und legt darüber eine Schicht von Kartoffelmus, das mit einem Ei verrührt wurde, oder man nimmt statt dessen ausgequollene Grauzen (man kann auch mehrere Schichten wiederholen) und läßt die Speise backen. Macht man die Speise mit Kartoffelbrei, so kann man sie mit einer Spritzschneupresse, mit der man kleine Häufchen auf die glattgestrichene Kartoffelmasse legt, hübsch verzieren. Lichtweiß gebacken, steht die Speise sehr appetitlich aus.

Schieberätsel.

P	R	K	S	O
R	O	A	E	R
M	O	M	E	L
L	I	E	R	I
N	E	R	I	N
O	R	A	N	I
R	A	N	I	E

Nebenstehende Wörter sind ohne Veränderung der Reihenfolge, also nur durch feiliche Verschiebung so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen ein durch ein Trauerpiel bekanntes Liebespaar bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: (W—er, ich—t)